

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 2 (1926-1927)
Heft: 7

Artikel: Die Fragwürdigkeit der Moral
Autor: Häberlin, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064733>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Fragwürdigkeit der **MORAL**

Von Häberlin.

Professor an der Universität Basel

Alle Moral lebt von der Unterscheidung zwischen gut und böse. In erster Linie lebt davon das moralische Urteil. Um mit Vernunft und Sinn moralisch urteilen zu können, müssten wir genau wissen, wo gut und wo böse ist. Insbesondere müssten wir im moralischen Urteil über andere wissen, inwiefern ihr Verhalten oder ihr Charakter gut oder böse ist. Das Urteil setzte also, um sinnvoll sein zu können, eine genaue Kenntnis, besser: ein völliges Verständnis des Beurteilten voraus. Ein nur ungefähres und daher ungenaues Verstehen ergäbe natürlich gar keine Grundlage. Schon ein juristisches Urteil darf nicht auf ungefähre Information beruhen, wieviel weniger ein moralisches, das ja noch ganz anders in die Persönlichkeit des Betroffenen eingreift! — Nun wissen wir, und haben uns in einer frühern Betrachtung daran erinnert, welche Schwierigkeiten einem wirklichen Verständnis der Menschen entgegenstehen, und wie unvollkommen unser Verstehen in der Regel ist. Es ergibt sich daraus ohne weitere Worte die Fragwürdigkeit aller moralischen Urteile, die wir über andere fällen mögen. Ein vernünftiger Mensch nimmt sie in ihrer Bedeutung nicht zu ernst, sei er selber der Urteilende oder der Beurteilte.

Allein wir müssten, um sinnvoll urteilen zu können, nicht nur wissen, wo gutes und wo böses ist, sondern wir müssten vor allem genau wissen, was gut und böse ist. Wir müssten einen objektiven Maßstab besitzen, den wir jederzeit anlegen könnten und der uns erlaubte, dem Fragezeichen zu sagen, in welchem Fall ein Verhalten gut und in welchem andern Fall es böse sei. Anders ausgedrückt: Wir müssten uns auf einen völlig objektiven Standpunkt stellen können; nur von ihm aus würde es sich einwandfrei erweisen, was gut ist und was nicht. Solange wir diese Objektivität nicht besitzen, urteilen wir von einem subjektiven Standpunkt aus und daher ohne sachliche Kompetenz. Wir gleichen den Dilettanten einer Kunst, welche frisch-fröhlich ihre dilettantischen Urteile abgeben, wo nur der kompetente Fachmann das innere Recht dazu hätte. Anstatt wirklich nach gut und böse, im objektiven Sinn, zu urteilen, urteilen wir nach dem, was uns, von unserm beschränkten und bedingten Standpunkt aus, als gut oder böse erscheint. Und dies bedeutet dann praktisch, dass wir gut und böse mit dem gleichsetzen, was uns passt oder nicht passt. Es ist aber sehr fraglich, ob das, was uns nicht passt, immer auch böse sei, und ob das

wahrhaft Gute mit dem uns Genehmen oder Angenehmen zusammenfalle. Es ist sehr fraglich, ob unser Standpunkt in Sachen des moralischen Urteils der objektiv richtige Standpunkt sei. Es wäre hierzu auch das zu bedenken, was seinerzeit (vgl. den Artikel über den « sogenannten eigenen Standpunkt ») von der Rolle der Suggestion bei der Bildung unserer Standpunkte, und im Zusammenhang damit von ihrer weitreichenden « Zufälligkeit », gesagt worden ist. — Wenn man dies überlegt, so bedarf es auch hier keiner weiterer Worte, um die tiefe Fragwürdigkeit aller moralischen Urteile darzutun. Sie werden zum zweitenmal fragwürdig durch die Fragwürdigkeit des Standpunktes, von dem aus überhaupt über gut und böse dekretiert wird.

Dies alles wäre schon Grund genug dafür, dass ein besonnener Mensch mit moralischen Urteilen äusserst sparsam und vorsichtig umginge, und dass moralische Urteile ganz allgemein mit einem sozusagen humorvollen Lächeln aufgenommen würden, um so mehr, je selbstsicherer und leidenschaftlicher sie vorgebracht werden. Allein es gibt noch einen andern und wohl tiefern Grund dafür. Er wird freilich erst dann erkennbar, wenn man weiss, welcher prinzipielle Gegensatz aller Unterscheidung von gut und böse, sei sie auch im gegebenen Fall ungenau und subjektiv, zugrunde liegt.

Es ist ja eigentlich das merkwürdigste auf der Welt, dass wir überhaupt zwischen gut und böse unterscheiden, und nicht etwa nur zwischen angenehm und unangenehm. Die Unterscheidung angenehm-unangenehm verstehen wir ohne

weiteres daraus, dass jeder von uns seine Bedürfnisse oder Neigungen hat; was diesen Bedürfnissen entgegenkommt, ist uns angenehm, und unangenehm ist, was ihnen widerstreitet. Aber warum und wozu überdies noch die Unterscheidung gut-böse? Das hat ja mit unsern Bedürfnissen, wie es scheint, gar nichts zu tun! Mag auch manchmal gut genannt werden, was einfach angenehm ist, und böse, was unsern Bedürfnissen nicht passt: prinzipiell deckt sich der moralische Gegensatz doch durchaus nicht mit dem von angenehm und unangenehm. Wir meinen etwas anderes damit, und sehr wohl können wir einmal etwas als moralisch gut beurteilen, was uns, vom Standpunkt unserer Bedürfnisse aus, gar nicht angenehm ist. So ist es z. B. durchaus nicht immer angenehm, zugunsten anderer oder zugunsten eines Gemeinschaftszweckes auf eigene Vorteile zu verzichten, und doch nennen wir unter Umständen solchen Verzicht gut, und wir würden die Unfähigkeit dazu als böse, unmoralisch, gemein taxieren.

Wenn darnach die Unterscheidung von gut und böse aus unsern Bedürfnissen nicht verständlich wird, wie kommen wir dann dazu? Die Erklärung, man habe sie uns eben « beigebracht » (z. B. durch Befehl oder Suggestion), kann nur einem sehr naiven Gemüt oder Verstande genügen. Wer uns die Begriffe gut und böse « beigebracht » hätte, der müsste sie doch zunächst einmal gehabt haben; woher aber hätte er sie gehabt? Und ferner: was stellt man sich denn unter « beibringen » vor? Beibringen, durch Befehl oder Suggestion, kann man uns etwas, dessen Möglichkeit oder Anlage in uns bereits vorhanden ist, etwas an-

deres nicht. (Könnte uns vielleicht in der Schule Genialität beigebracht werden?) Man kann einen andern suggerieren, dass er dies und jenes für gut oder böse halte; aber vorausgesetzt ist dabei, dass die Unterscheidung von gut und böse überhaupt als Möglichkeit, als vorgebildete Fähigkeit, in ihm bereits da sei. Sonst nämlich würde er die Suggestion gar nicht verstehen. Bitte suggerieren Sie einmal einem Blinden, dass er rot und violett als schönern Farbenzusammenklang empfinde als rot und grün.

Nun wollen wir uns aber bei solchen Kindereien nicht länger aufhalten; wir hätten viel zu tun, wollten wir alle unmöglichen Erklärungsversuche auch nur erwähnen. In Wirklichkeit liegt die Sache so: Wir haben die Möglichkeit der Unterscheidung von gut und böse, weil wir den Gegensatz, der damit gemeint ist, in uns selber ursprünglich erleben. Wir sind innerlich gegensätzliche Wesen und liegen im Grunde ständig im Kampfe mit uns selbst. Und zwar ist das nicht ein Kampf verschiedenartiger und unverträglicher Bedürfnisse untereinander, sondern ein Widerstreit zwischen der ganzen persönlichen Bedürftigkeit einerseits und einer zweiten «Tendenz» andererseits, welche gerade nicht (wie die persönlichen Bedürfnisse) an unserm besondern Ich orientiert ist. Diese Tendenz weist uns im Gegenteil immer über uns hinaus, und kraft ihrer genießen wir uns mehr oder weniger, dass wir überhaupt persönliche Sonderansprüche erheben. Haben Sie sich schon einmal Rechenschaft darüber gegeben, was denn die Scham überhaupt bedeutet? Nun, schamlos nennen wir

den, von dem wir glauben, dass er seinen subjektiven Bedürfnissen, Neigungen, Ansprüchen innerlich gar keinen Damm entgegensetze, dass er gar nichts von jener Tendenz verspüre, die uns andere gegenüber unserer persönlichen Bedürftigkeit, jedenfalls gegenüber ihrer hemmungslosen Auswirkung, erröten lässt.

Die Tendenz, von der wir sprechen, wirkt in der Tat negativ als Hemmung gegenüber den ichhaften Bedürfnissen, gegenüber den sogenannten Trieben. Positiv aber ist sie eben deshalb Tendenz über die Ichgebundenheit des Individuums hinaus. Tendenz, wozu? Wann brauchten wir uns nicht mehr zu genießen? Die Antwort ist selbstverständlich: wenn wir uns persönlich so eingeordnet hätten, dass unsere Ansprüche nicht mehr Sonder-Ansprüche wären. Die Tendenz dringt auf Harmonie des Ich mit dem andern, auf Einheit alles Einzelnen, auf Gemeinschaft. Und darin besteht unsere innere Auseinandersetzung: dass wir einerseits immer Ich sein wollen (dokumentiert durch unsere Sonderbedürfnisse), und dass wir andererseits eine gewisse Sehnsucht haben, von diesem Ich loszukommen zugunsten harmonischen Zusammenlebens mit allem, was nicht Ich selber ist. Ichwille und Einheitswille, das ist der Gegensatz in uns selbst.

Und gerade das Erlebnis dieses innern Gegensatzes ist es, welches aller Unterscheidung von gut und böse zugrunde liegt und welches diese Unterscheidung erst möglich macht. Denn beachten wir wohl: wir schämen uns nur unserer Ichbedürftigkeit, niemals unseres Gemeinschaftssinnes. Nur jene Bedürftigkeit, gemeint als schrankenlose Ichbetonung,

erscheint uns selber als niedrig, gemein, kurz als un gut. Und für gut befinden wir uns selber immer nur insofern, als es uns gelingt, jene Bedürftigkeit zurückzustellen zugunsten der Einheitsidee. — Wir kennen den Unterschied von gut und böse, weil wir ihn in uns selber erleben, als Gegensatz zweier Mächte, von denen wir hin- und hergezogen sind.

Was hat nun dies alles mit der Fragwürdigkeit der moralischen Urteile zu tun, von der wir ausgegangen sind? Nun, ein Urteil ist offenbar nur dann ein echt moralisches Urteil, wenn es unter gut und böse den Gegensatz versteht, den wir innerlich als Wertgegensatz des Verhaltens erleben — wenn also unter gut zuletzt einheitswillig und unter böse selbstsüchtig verstanden wird. Man kann sich im moralischen Urteil irren, d. h. man kann eine Tat z. B. für (wesentlich) selbstsüchtig (« rücksichtslos ») halten, die in Wirklichkeit stark von Gemeinschaftsinteresse getragen ist — oder umgekehrt. Aber das Urteil ist doch insofern ein moralisches Urteil, als es an die Taten oder Gesinnungen den Maßstab eben jenes Gegensatzes anlegt. Auch falsche Urteile können prinzipiell von echt moralischer Art sein.

Bauen sich nun alle moralischen Urteile auf dem Gegensatz der beiden erlebten Mächte auf, wollen sie einen Menschen also darnach beurteilen, ob sein Verhalten der ungezügelten Selbstsucht oder dem reinen Einheitswillen entstamme, so ist dazu zunächst zu bedenken, dass zur Natur des Menschen in jedem Augenblick seines Lebens beide Willensrichtungen gehören. Wir können unsere Subjektivität nicht von uns abstreifen, sonst wären wir nicht mehr In-

dividuen; wir können aber auch jene mehr oder minder deutliche Gegentendenz, welche die Scham produziert, nicht aus uns ausmerzen, sonst wären wir sozusagen nicht mehr Menschen. Der Mensch ist ein « Zwischenwesen », in seinen Motiven gemischt aus animalischer Bedürftigkeit und « höherem » Interesse. So bieten alle unsere Handlungen das Bild dieser gemischten Motivation; sie sind also, genau besehen, stets weder rein gut, noch rein böse, sondern relativ gut und zugleich relativ böse.

Daraus ergibt sich mindestens dies: dass alle moralischen Urteile, welche ein Verhalten einfach gut und ein anderes einfach böse nennen, falsch sein müssen. Erst recht natürlich ist es notwendigerweise falsch, einen Menschen schlechthin gut oder böse zu nennen, oder, mit andern Worten, die Menschen in gute und böse einzuteilen. Um richtig (gerecht) zu sein, müsste ein Urteil immer sagen, inwiefern ein Verhalten oder ein Charakter gut und inwiefern sie nicht gut seien. Bedenkt man, dass solche Exaktheit oder eine entsprechende Vorsicht und Zurückhaltung den meisten tatsächlich ausgesprochenen Urteilen fehlt, so sieht man, wie sehr das moralische Urteil in dieser Hinsicht weithin nicht nur fragwürdig, sondern direkt falsch ist.

Aber auch wenn wir uns wirklich Mühe geben, gerecht zu sein, wenn wir in jedem Charakter oder jedem Verhalten das relativ Gute anzuerkennen und nur das relativ Böse als solches zu bezeichnen uns bemühen, auch dann noch muss es schwierig, wenn nicht unmöglich sein, richtig zu urteilen. Denn jene « Mischung » von gut und böse in aller Realität ist so kompliziert wie der Mensch

selbst, und wenn es überhaupt schwer ist, einen Menschen richtig zu erkennen, so ist es doppelt schwer, den Anteil des Guten und des Bösen in der Motivation seines Verhaltens zu durchschauen. Eben diese Schwierigkeit ist der tiefste Grund für die Fragwürdigkeit aller moralischen Urteile. In ihr findet auch die Subjektivität des Standpunktes (dessen, der urteilt) und findet ferner die allgemeine Relativität alles Verstehens fremder In-

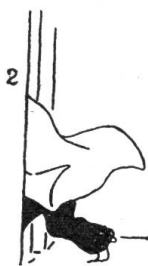
dividuen ihren konzentriertesten Ausdruck. Urteilen wir aber, ver—urteilen wir insbesondere, ohne wirkliche Kompetenz zur Scheidung von gut und böse, so reichen wir selber dem Bösen die Hand. Wer, ohne die Fragwürdigkeit alles Urteils zu bedenken, richtet oder Richtersprüche moralischer Art annimmt, verfällt selber dem gerechten Spruch des wahrhaft objektiven und gerechten Gerichtes.

Ein weiterer Artikel von Prof. P. Häberlin über das gleiche Thema erscheint in einer der nächsten Nummern.

Mein Film



1
Seufzt, es regnet schon wieder, er wird einen Schirm mitnehmen müssen.



2
Verschwindet im Schlafzimmer.



3
Steckt Kopf aus der Türspalte heraus, um zu rufen, sein Regenschirm ist nicht im Schlafzimmerschrank, wo ist er denn?



4
Wünscht zu wissen, warum sein Schirm nicht da ist, wenn er ihn braucht. Was macht die Frau damit, leiht sie ihn ihren Freundinnen?



5
Erinnert sich, er liess ihn letzte Woche um Büro. Aber der alte mit den zerbrochenen Stäbchen muss noch herum sein.



6
Es kommt ihm in den Sinn, er hat diesen ja auch im Büro zurückbehalten als Reserveschirm.



7
Sagt, er wird sich wie einer aus der Waldau vorkommen mit diesem Damenschirm, zudem ist er noch rot, was will er machen?



8
Macht sich auf den Weg. Nachmittags klärt sich das Wetter auf, und er vergisst ihn nach Hause zu bringen. Schlussergebnis: 3 : 0, im Büro 3 Schirme, in der Wohnung keiner.